

Begegnung mit kenianischen Christen

Tagebuchnotizen

Von Maria Siegwart

Seit einigen Jahren ermöglicht das Internationale Kolpingwerk jungen Leuten zwischen 18 und 30 Jahren, an Projekten in Kenia mitzuarbeiten. Ziel dieser Einsätze ist, so die Informationsschrift, »ausschnittshaft etwas von den Lebensbedingungen, Problemen sowie Eigeninitiativen der Menschen« in Kenia zu erfahren, das heißt, die gemeinsame Arbeit mit Einheimischen an einem Projekt soll nicht als Hilfe, sondern als Mittel der Begegnung verstanden werden. Vom einzelnen Teilnehmer wird die Bereitschaft erwartet, mit den Kenianern ins Gespräch zu kommen, um auf diese Weise Einblick in die sozialen, ökonomischen und politischen Gegebenheiten des Landes zu gewinnen. Bewußtseinsbildung und Urteilsfähigkeit gegenüber den Problemen eines Dritte-Welt-Landes sollen durch den unmittelbaren Kontakt mit den Menschen des schwarzen Kontinents gefördert und verstärkt werden.

6. September

Zusammen mit acht jungen Leuten aus verschiedenen Teilen Deutschlands fliege ich zum Missionsprojekt in Nairobi. Am nördlichen Stadtrand der kenianischen Hauptstadt befindet sich unser Aufenthaltsort, das Benediktinerkloster, das 1979 von drei deutschen Mönchen gegründet wurde. Die Klostergründung, so erzählt der Prior, geht auf einen Wunsch des Kardinals von Nairobi in den sechziger Jahren zurück. 1976 trifft sich die Kongregation und wählt Leute aus, die den Grundstückkauf, die Suche nach dem geeigneten Architekten, die Bildung einer eigenen Gemeinde und vieles mehr in die Wege leiten sollen. 1979 beginnt man ein Drei-Punkte-Programm in die Tat umzusetzen: Kloster, Exerzitenraum und Gemeinde entstehen. Heute leben sieben Patres und sieben einheimische Fratres im Kloster; Fernziel der Gründung ist, daß das Kloster von afrikanischen Mönchen übernommen wird.

10. September

Wir erfahren weiter: Die Klostersgemeinde umfaßt heute etwa 20 000 Menschen. Davon sind 5 000 Katholiken. (Diese Zahlen spiegeln ungefähr die Verhältnisse in ganz Kenia: 20 Prozent der Bevölkerung sind Katholiken.) Die Gemeinde wächst ständig; der Pfarrer hat viele Kinder und Erwachsene zu taufen. Der katholische Glaube verbreitet sich unter den Afrikanern von Mund zu Mund; die Benediktiner gehen aber auch bewußt auf einzelne Menschen zu, z. B. auf Frauen, deren Männer bereits katholisch sind. Auf religiös ethnische Fragen wie etwa Initiationsriten hat das Kloster wenig Einfluß. Es handelt sich dabei um jahrhundertealte Bräuche, die nicht durch neue Glaubens- oder Regierungsgesetze beseitigt werden können. Daß der Aufgabenbereich der Benediktiner auf sozialer Ebene relativ beschränkt ist, läßt sich unter anderem dadurch erklären, daß das Kloster noch sehr jung ist. Pater Klaus, der für den Bereich Jugendarbeit zuständig ist, konnte eine klosterinterne Elektrikerausbildungsstätte einrichten, während die entsprechenden Werkstätten für Maurer und Zimmerleute noch in der Planung stecken.

11. September

Pater Klaus ist auch verantwortlich für das Missionsprojekt, an dem wir teilnehmen. Unmittelbar am Rande der Slums haben die Benediktiner ein Stück Land gekauft, worauf ein Katechesehaus und eine *community hall* gebaut werden sollen. Unsere Arbeitspartner sind junge kenianische Katholiken, die bereit sind, *young christian workers* zu werden und die beim Bau des Gemeindezentrums mithelfen wollen. Die überwiegende Mehrzahl dieser jungen Schwarzen wohnt im Mathare Valley, dem bekanntesten der elf Slums Nairobis. Im Kloster eine feste Arbeit zu haben und Lohn zu bekommen, ist für diese jungen Leute, die alle Arbeit suchen, ein großes Glück.

Im Mathare Valley leben heute etwa 100 000 Schwarze. Sie kamen meist vom Lande mit der Hoffnung, in Nairobi eine Arbeit zu finden. Der Traum vom großen Geld erfüllte sich für sie nicht, und so blieben sie in den Slums hängen. Die vielen Kinder der Slums sind oft eine Frucht der Prostitution. Eine Mama kann zehn Kinder haben, von denen keines seinen Vater kennt; denn hat eine Frau erst einmal ein uneheliches Kind, wird sie nicht mehr geheiratet, sondern muß sich selbst ernähren. Ihre Verdienstquelle ist dann meist die Prostitution.

Schaut man aus der Ferne von oben auf das Mathare Valley, meint man, eine Wellblechstraße vor sich zu haben. Die kleinen Hüttchen, meist rechteckig, haben alle dieselbe Höhe. Bei genauerem Hinschen lassen sich aber drei verschiedene Dachbedeckungen unterscheiden. Die »feudalste« Form ist Wellblech, dann gibt es auch mit verrosteten Blechresten abgedeckte Häuser, während Papierdächer höchste Armut anzeigen. Sonst sind die Slumhütten äußerst einfach gebaut: Holzstämmen von vielleicht zwei Zentimeter Durchmesser werden senkrecht und waagrecht über Kreuz verbunden, die entstehenden Leerräume mit Steinen und Lehm ausgefüllt. Wie diese Hüttchen die Regenzeiten überstehen, kann man sich kaum vorstellen; sie wirken alle provisorisch, eins scheint das andere zu stützen und so vor dem Umfallen zu bewahren. Dagegen fallen die vereinzelt, oft noch im Entstehen begriffenen Steinhäuser auf, deren Größe und stabile Bauweise auf ihre Legalität hinweist. In der Tat sind die Steinhäuser von der Stadt genehmigt, während das Meer der niedrigen Wellblechschachteln vor den Augen des Gesetzes illegal dasteht, so wie man »von oben« auch das Recht auf eine menschenwürdige Existenz ihrer Bewohner zu ignorieren scheint. Vor einigen Jahren wurde das ganze Slumviertel aus der Stadt vor die Stadt gekehrt, wo es sich dann, fast nach dem Motto »Unkraut vergeht nicht«, selbst »regenerierte«.

17. September

Bei heute hatte ich mehrmals Gelegenheit, von den Einheimischen durch das Mathare Valley geführt zu werden. Warum ich da mehr als einmal war, ist mir im nachhinein selbst nicht klar; wahrscheinlich überwiegt gegenüber allem Unbehagen, das ich immer wieder aufs Neue empfinde, doch so etwas wie Neugierde. Wengleich wir uns auch möglichst unauffällig zwischen den Menschenmengen hindurchschlängeln wollen, erregen wir doch große Aufmerksamkeit. Die Kinder rufen *musungo, musungo* (Weiße, Weiße), strömen auf uns zu und reichen uns mit einem *How are you* ihre kleinen schmutzigen Hände. Sie verlassen uns nicht wieder, im Gegenteil, die Traube von Menschen wächst. Ich glaube eine Prozession anzuführen oder als Star bzw. Champion gefeiert zu werden. Es fällt mir schwer, diesem Spektakulum etwas Positives abzugewinnen, steht doch diesen Kindern in ihren zerlumpten Kleidern die Armut im Gesicht

geschrieben. Auf der anderen Seite ist nicht zu übersehen – und diese Erfahrung wurde mir von unseren einheimischen Arbeitspartnern bestätigt –, daß unser Spaziergang durch Mathare Valley den Slumbewohnern Freude bereitet. Ich kann selbst feststellen: Überall strahlende Kindergesichter, und auch die Erwachsenen betrachten uns weniger mißtrauisch als vielmehr neugierig. Trotzdem hat es mich immer wieder beschämt, festzustellen, daß wir als Weiße, die die Elendsviertel touristisch durchwandern, für die Ärmsten Nairobis eine Attraktion sind.

18. September

Unser Vorarbeiter Peter erklärt uns, daß es unsere weiße Haut ist, die uns zur Attraktion werden läßt. *The white skin* – damit verbindet der Afrikaner Intelligenz und Cleverness. Ihre eigene Situation beurteilen die Armen des Mathare Valley nach Peters Worten mit fatalistischem Gleichmut: Das Glück, als Besizende geboren zu sein, war ihnen nicht vergönnt, so daß ihnen eben nur dieses Leben in Armut bleibt. Als ein Fluchtmittel aus ihrer Welt muß wohl die illegale Schnapsbrennerei verstanden werden; der *Shang* ist ein im höchsten Maße gesundheitsschädigendes Marihuana-gebräu.

19. September

Pater Klaus hat etwa zwanzig Jugendliche aus den Slums geholt, damit sie mit uns zusammen arbeiten. Ein Ziel, das über die gemeinsame Arbeit erreicht werden soll, ist das Gruppenerlebnis. Dem Afrikaner ist die Gruppe an sich fremd; der ihm vertraute Gemeinschaftsverband ist die Familie, die hierarchisch strukturiert ist. Jeder hat dort seit der Geburt seine feste Position; die Familienmitglieder sorgen, da es keine staatliche Altersversicherung gibt, bis zu ihrem Tod füreinander. Bricht ein einzelner aus dem Familienverband aus, lebt er allein. Ein Ziel unseres Projektes war die Konsolidierung der afrikanischen Gruppe durch die Arbeit.

Arbeit als Mittel der Begegnung: Wir arbeiten am Bau der *community hall*. Die große Blockhütte soll in zwei Klassenräume (in einem wird ein Altar gebaut), eine Sakristei, eine Klinik und einen Arzneiraum aufgegliedert werden. Es werden Wände hochgezogen, Fenster eingesetzt, Dachbalken für das Wellblechdach angebracht; im Hausinneren werden Platten verlegt und zementiert, Wände und Fenster gestrichen, und hinter dem Haus wird ein Graben gezogen, durch den das Regenwasser von der Blockhütte ferngehalten werden soll. Das Vermessen der Platten ist ein komplizierter und langwieriger Prozeß. Jede Platte muß einzeln mit der Wasserwaage verlegt werden, da das Haus nicht ganz gerade steht und außerdem jede Platte ihre eigene Größe und Dicke hat.

Peter und Martin, die Vorarbeiter der Gruppe, erhalten täglich zwanzig Shilling, also knapp fünf Mark Lohn, während für die anderen kenianischen Arbeiter eine bestimmte Summe Geld zur Verfügung steht, die sie unter sich aufteilen sollen. Pater Klaus hält es für besser, Mindestlöhne zu zahlen; zum einen kann er so möglichst vielen Leuten einen Arbeitsplatz zur Verfügung stellen, zum anderen ist auf diese Weise wenigstens jeder sein Geld wert.

Ich gewinne den Eindruck, daß die kenianischen Jugendlichen arbeiten wollen und können. Physisch wirken sie oft kraftvoller und stärker als wir Weiße; natürlich mangelt es hin und wieder am technischen *Knowhow*. Doch fehlt vielen die Ausdauer; sie arbeiten einige Minuten an einer Stelle, dann sind sie plötzlich verschwunden. Mit ihrem

Verschwenden tun sie oftmals ihre Meinung kund: besser nicht arbeiten als zu schwer arbeiten. Viele Jugendliche erscheinen nur sehr unregelmäßig oder auch nach ersten Erfahrungen gar nicht mehr zur Arbeit. Eine weitere Variante der Arbeitsgestaltung bietet John: Er glänzt durch Präsenz und Rhetorik, tut aber an manchem Vormittag nicht mehr, als gegen Mittag die Wasserwaage auf die Steinplatten zu legen und zu behaupten, alle Platten seien schief vermessen.

20. September

Am heutigen Vormittag arbeite und spreche ich mit Dick. Dick gehört zu den Kikuyus, dem größten Stamm in Kenia, ist 27 Jahre alt, verheiratet, hat zwei Kinder und keine feste Arbeit. Dabei besitzt er nach eigenen Angaben bereits fünfzehn Zertifikate, fünfzig will er haben. Er arbeitet mal hier, mal da; von seinem Lohn braucht er einen Teil zur Ernährung seiner Familie, mit dem ihm verbleibenden Restgeld studiert er mit dem Ziel, seine Zertifikatsammlung zu vervollständigen.

Wir sprechen über die Ehe. Dick war 16 Jahre alt, als er seine jetzige Frau kennenlernte, sie damals zwölf. Geheiratet haben sie mit 19 bzw. 15 Jahren, auch für kenianische Verhältnisse relativ früh. Dick begründet seine frühe Heirat mit der Inflation; er hatte bereits damals dem Vater seiner Braut neun Kühe zu geben – mit jedem Jahr Wartezeit wären es mehr geworden.

Dick spricht über die Jahre seiner Verlobung. Man muß seine künftige Frau erst einmal kennenlernen, ihren Charakter studieren, wie er sagt, was soviel heißt wie zu erforschen, ob sie eine gute Arbeitskraft und Hausfrau ist. Natürlich ist nach seinen Worten die gegenseitige Liebe sehr wichtig, nicht minder entscheidend ist aber der Segen der Eltern. Ohne elterliches Einverständnis kommt die Ehe nicht zustande. Dick wünscht sich insgesamt vier Kinder, zwei Jungen, die er bereits hat, und zwei Mädchen. Aber, so fügt er hinzu, das muß nicht unbedingt so sein, was Gott, zu dem er täglich um Kinder betet, ihm schenkt, nimmt er gerne an. Jedes Kind versteht er als besonderes Geschenk Gottes.

Wenn Dick diese vier Kinder hat, will er sich im Einverständnis mit seiner Frau eine zweite Frau nehmen. Ich erkläre ihm, daß es in Deutschland keine Polygamie gebe und sie von der Kirche verboten sei. Dick nimmt mir das nicht ab: Er bezieht sich auf die Genesis und sagt, daß die Kinder von Adam und Eva sich auch gegenseitig geheiratet und die Männer auch mehrere Frauen gehabt haben müssen. Vom Neuen Testament und Jesus Christus will er nichts wissen; die Bibel ist für ihn die Genesis.

In Schrecken gerät Dick, als ich ihm erkläre, daß in Europa Mann und Frau gleichwertig und gleichberechtigt sind. Nein, das kann er sich nicht vorstellen, und er rechtfertigt seine Position sofort mit dem Bibeltext: Der Mann ist der Meister in seinem Haus und in seiner Familie – *a man rules his wife*, das ist für Dick die beiden Ehepartnern gemäße Beziehung.

Sowohl meine eigenen Eindrücke als auch ein Gespräch mit dem Prior bestätigen, daß die Frau in Kenia faktisch nach wie vor nichts zu sagen hat. Sie ist Arbeitskraft. Besonders auf dem Land entspricht es der Regel, daß die Frau schwerbeladen hinter ihrem sie mit leeren Händen begleitenden Mann hertritt. Der Prior erzählt uns, daß vor einigen Jahren im Parlament ein Gesetzesentwurf verabschiedet werden sollte, der der Frau mehr Rechte zusprach. Der Gesetzesantrag löste jedoch im Parlament Proteste aus, und entsprechend den Stammestraditionen blieb alles beim alten.

22. September

Jack, der auch mit uns arbeitet, lädt uns nachmittags in seine Hütte im Mathare Valley ein. Wir sitzen in großen staubigen Sesseln und trinken Coca Cola; im Hintergrund Grammophonmusik. Das Gespräch kreist um das Valley und seine Bewohner. Auf meine Frage, ob die Menschen in den Slums glücklich sind, reagiert er fast zu spontan und entwirft ein rosiges Bild: Wir sind hier glücklich. Hier leben sowohl verschiedene Stämme als auch Arme und Reiche nebeneinander. Innerhalb der Stämme leben die Menschen wie eine große Familie zusammen, d. h. nach Jacks Worten, daß die Reichen den Armen helfen, wenn diese Geld brauchen. Daß in den Slums wirklich reiche Leute wohnen, bestätigt uns Pater Klaus. Für uns Europäer ist es natürlich unverständlich, wie jemand Lastwagen, Häuser oder eine Kaffeeplantage besitzen kann und trotzdem im Valley lebt. Aber in Kenia ist das Zusammengehörigkeitsgefühl stärker als der Wunsch eines Reichen nach besseren Lebensbedingungen. Auch Jack versichert mir, daß er das Valley niemals verlassen werde. Auf meine Frage, ob denn die Armen nicht neidvoll auf das Geld der Reichen schauen, schüttelt er den Kopf. Wenn die Armen das Nötigste zu essen haben, sind sie zufrieden und glücklich, meint er. Der Prior ist skeptischer: Gerade der Putsch am 1. August habe gezeigt, daß die Armen sehr wohl um ihre Armut wissen. Noch heute bieten sie Elektrogeräte zum Kauf an, die sie bei den Plünderungen der indischen Läden erbeutet haben. Seiner Meinung nach prägt sowohl Fatalismus als auch Profitdenken die Lebenseinstellung der Armen. – Wie auch immer die Bewohner vom Mathare Valley einzuschätzen sind, für das europäische Auge ist jedenfalls sichtbar: Reichtum bedeutet nicht das Glück des Menschen, im Gegenteil, Reichtum und Menschlichkeit scheinen sich oft nicht zu vertragen. Die Menschen im Mathare Valley leben zwar unter menschenunwürdigen Bedingungen, was aber ihrer Menschlichkeit keinen Abbruch zu tun scheint.

24. September

Mit Patrick spreche ich während der Arbeit. Er ist 20 Jahre alt; seine Freundin will er bald verlassen, weil sie drei Jahre älter als er ist. Ein älteres Mädchen zu heiraten, hält er nicht für gut, da es weder der Tradition noch dem Willen der Eltern entspricht.

Ich frage Patrick nach der Regierungsform in Kenia. Lächelnd nimmt er das Wort Demokratie in den Mund. Als ich dann darauf hinweise, daß eine Demokratie immer ein Mehrparteiensystem voraussetze, sagt er beschämt, aber überzeugt: In Kenia gibt es keine Demokratie. Das, so fügt er hinzu, dürfe er aber nicht laut sagen, sonst käme die Polizei und holte ihn ab. Später, wenn Patrick älter ist, will er eine eigene Partei gründen. Die herrschende KANU-Partei hält er für schlecht, da sie den Reichtum der Reichen festigt und anwachsen läßt, während die Armen immer ärmer werden. Als Beispiel verweist er auf das Valley: Die Hütten der Armen wurden von wenigen Reichen gebaut und ihren Bewohnern nur geliehen. Seiner Meinung nach tut die herrschende Regierung nichts für die Armen.

Diese Ansicht teilt auch Peter: Daß in Kenia die Spanne zwischen Armen und Reichen so groß ist, schiebt er auf die englische Kolonialherrschaft. Das Problem ist nach Peters Vorstellung zu lösen, wenn die Regierung jeder Familie ein Stück Land zum Bebauen gibt. – Daß die Regierung Kenias mehr tun müßte, um der Armut entgegenzuwirken, steht außer Frage. Peters Vorstellung, den Slumbewohnern durch die Schenkung eines eigenen Stück Landes zu helfen, ist aber mehr als optimistisch. Mehrfach habe ich

gesehen – und Bruder Arthur hat es mir bestätigt –, daß der Afrikaner gar nicht daran interessiert ist, sich seine Lebensbedingungen auf Dauer zu verbessern oder sich mehr Lebensraum zu schaffen. Für den Europäer ist es so z. B. unverständlich, daß die Slumbewohner jedes Jahr ihre Hütten durch den Regen überschwemmt sehen, ohne auf die Idee zu kommen, einen Graben um ihre Behausung zu ziehen. Begründen läßt sich diese *Laissez-faire*-Haltung vielleicht durch das besondere Verhältnis des Schwarzen zur Zeit. Der Afrikaner lebt ausschließlich in der Gegenwart. Er spürt nur seine momentanen Bedürfnisse; hat er zu essen, ist er zufrieden. Vorsorgemaßnahmen, zukunftsbezogenes Sicherheitsdenken scheinen seiner Mentalität zu widersprechen. Pater Klaus erzählt uns: Stellt man den Kenianer vor die Wahl, eine Woche lang Geld zu verdienen oder Mais anzubauen und durch die Ernte zwar später, aber dafür immer Geld zu haben, wird er sich stets zu dem einwöchigen Job entschließen. Er kann nicht warten und handelt immer nur für die Gegenwart ohne Angst vor dem Morgen.

26. September

Wir statten den Taizé-Brüdern, die im Mathare Valley leben, einen Besuch ab. Auf dem Weg zu ihrer Hütte lenkt plötzlich ein großer Afrikaner seine Aufmerksamkeit auf uns. Er hat die Arme hochgestreckt, aus seinem fast zahnlosen Mund scheinen Schimpfworte zu kommen. Etwas verlegen übersetzen uns unsere einheimischen Begleiter: Ihr Weißen meint es nicht ernst, wenn ihr betet.

Brother Denis, »Chef« der Taizé-Brüder in Nairobi, ist gerade verreist, so daß uns sein Stellvertreter informiert: Nachdem sich die Taizé-Brüder 1978 in Nairobi die Erlaubnis eingeholt hatten, auch in Kenia im Sinne ihrer »Engagements« leben zu dürfen, errichteten sie sich mitten in den Slums eine Behausung. Sie haben kein festes Programm, sind zunächst nur präsent, und diese Präsenz ist Zeugnis. Wenn jemand kommt und sie um Hilfe bittet, helfen sie; sie sind für den Nächsten und für Gott da, und dieses Dasein hat Signalcharakter. In einer winzigen Hütte, in der nachts die Ratten hausen, leben sechs Brüder auf engstem Raum zusammen. Das wenige Geld, das sie zum Leben brauchen, verdient einer durch Übersetzen. Drei Jahre haben sie gebraucht, bis sie als Weiße von den Slumbewohnern halbwegs akzeptiert waren. Alle Versuche, etwas Konkretes auf die Beine zu stellen, sind bis heute gescheitert. – In dem kleinen Raum, in dem die Brothers auf Strohmatten schlafen, knien wir vor ihrem Altar nieder, beten und singen mit ihnen das Taizé-Halleluja.

30. September

Wie steht es mit der Mission in Kenia und welche Rolle spielt das Kloster? Bruder Arthur, in dessen Händen die Betreuung der sieben afrikanischen Fratres liegt, klärt mich auf: Im Gegensatz zu Uganda geht oder ging in Kenia die Missionierung relativ langsam vonstatten. Zwei Faktoren sind für diese Entwicklung ausschlaggebend. Erstens: Der gesamte Missionsverlauf seit dem 19. Jahrhundert führte zu dem sicher nicht gewünschten Ergebnis, daß es in Kenia noch heute sehr viele Sekten gibt. Den *Holy Ghost Fathers* folgten damals unzählige missionarische Gruppen nach, die auf afrikanischem Boden wieder sehr viele Gemeinschaften entstehen ließen, von denen sich dann nochmals neue Glaubensvereinigungen abspalteten. Zweitens wurde nach Meinung von Bruder Arthur von den christlichen Missionszentren und Ordensleuten bis zur Unabhängigkeit Kenias 1963 der Fehler begangen, daß sie sich nach »draußen« hin

nicht offen genug verhielten. Indem sie sich abkapselten, ignorierten sie die unmittelbaren Bedürfnisse der Landbevölkerung, konnten also nicht helfen.

Auf meine Frage, wie sich heute konkret Missionierung ereignet, antwortet Bruder Arthur: Natürlich ist es sinnlos, die Menschen hier zu taufen und ihnen dann zu sagen, sie seien jetzt Christen. Vielmehr muß man zunächst mit ihnen leben, ihre Probleme kennen und ihre Nöte mit ihnen teilen. Arthur erzählt mir von einer englischen Schwester, die mit den Massai, einem nicht sesshaften Stamm, zusammenlebt. Nach einer entsprechenden Ausbildung in London ist die Frau in der Lage, den kranken Kühen der Massai zu helfen. Dafür wird sie vom gesamten Stamm geachtet und beschützt. Natürlich hat sie inzwischen auf Fragen der Massai vom christlichen Gott erzählt, sie betreibt aber, so versichert mir Arthur, keinerlei systematische Unterweisung. Was die konkrete Vermittlung des christlichen Glaubens angeht, muß, so Bruder Arthur, zunächst bedacht werden, daß viele afrikanische Stammesreligionen auch nur einen Gott kennen. Das Alte Testament zeigt viele Übereinstimmungen zwischen unserer Gottesvorstellung und dem afrikanischen Monotheismus. Von diesen Gemeinsamkeiten muß in der konkreten Situation jeweils ausgegangen werden.

Wie stark andererseits die Bande religiöser Bräuche und sozialer Gefüge sein können, hat Pater Klaus während seines Aufenthaltes in Tansania erlebt. Er erzählt folgende Geschichte: Junge Mädchen entschließen sich, ihrer Stammesreligion abzuschwören und Christen zu werden. Sie verlassen ihre Familien und ziehen in die Nähe ihrer Ausbildungsstätten. Eines Nachmittags wird plötzlich ein Mädchen sterbenskrank; Ursache oder Auslöser dieser Krankheit, so stellt sich nach und nach heraus, ist die Vorstellung des Mädchens, eine soziale Pflicht nicht erfüllt zu haben: Entgegen dem Stammesbrauch und -glauben hat es versäumt, am Tag der Maisernte bei seiner Familie zu sein. Als Mutter und Tochter schließlich zusammengebracht werden, erleben alle Anwesenden die Auferstehung des todkranken Mädchens.

2. Oktober

James, der Wachmann, erzählt, daß er seine Stellung im Kloster dem Mitleid eines Benediktiners verdankt. Vor zwei Jahren hatte er einen Autounfall und wurde halbseitig gelähmt. Im Krankenhaus machte er die Bekanntschaft mit einem der Mönche, der ihn ins Kloster holte. James ist während des Tages Wächter, die einzige Arbeit, die er noch verrichten kann. Seine Frau arbeitet in der Wäscherei des Klosters. James erhält für seine Arbeit keinen Lohn; dafür zahlt das Kloster für seine fünf Kinder das Schulgeld bzw. die Schuluniform, die nach kenianischen Maßstäben ein kleines Vermögen kostet.

3. Oktober

Wie jeden Sonntag, ist das Gotteshaus heute gut gefüllt; in den ersten beiden Reihen sitzen nur Kinder, auf der rechten Seite die Männer, links die Frauen. Die Männer, ohne Kopfbedeckung, haben teilweise Krawatten, während die Frauen sich entweder ihr Haar besonders kunstvoll gekämmt haben oder Kopfbedeckungen tragen. Vier oder fünf Mädchen in der ersten Reihe sind Vorsänger. Ernst, aber eifrig reagieren sie auf die Zeichen eines Bruders, der ihnen die Liedsätze gibt. Die Gemeinde singt den Refrain oder greift die vorgesungenen Worte auf. Gesungen wird zu jeder sich bietenden Gelegenheit; Trommel, Tamburin und Rassel begleiten. Es herrscht große Unruhe, ein ständiges Kommen und Gehen, Plätzetauschen, Kindergeschrei; kleine Jungen streiten

sich, Mädchen essen, Babys werden gestillt. Die Kollekte gleicht einem Aufbruch: Alles strömt nach vorne in Richtung Opferkörbchen, um da seine zehn Cents hineinzulegen. Während dem Hirtenwort des Bischofs weniger Interesse entgegengebracht wird, überhaupt Hören und Meditieren erst an zweiter Stelle stehen, werden alle liturgischen Texte mit großer Hingabe gesungen. Nie zuvor habe ich ein so eindrucksvolles Beispiel für die Umsetzung der Kirchenliedworte gefunden: Singend laßt uns vor ihn (den Herrn) treten, mehr als Worte sagt ein Lied.

4. Oktober

Mehrfach habe ich Arikaner gefragt, warum sie Christen und warum sie katholisch seien. Jack macht es sich da vielleicht etwas zu einfach, wenn er auf den Glauben seiner Eltern verweist. Er meint, es sei gut, in ihrer Bahn weiterzugehen. Martins Vater hat einen sehr starken christlichen Glauben; er begrüßt mich gleich als seine Schwester. In Kenia an Gott zu glauben hält er für keine leichte Sache. In Europa, sagt er mir, da ereignen sich viele Wunder – er nennt Fatima und das Wunder des hl. Januarius –, in Kenia gibt es keine Wunder. Da bleiben die Armen immer arm; trotzdem glauben die Menschen.

Die Schwarze Muttergottes von Tschenstochau

Das Mariengnadenbild und seine Geschichte

Von Stanislaw Świdziński

Über das Bild von Jasna Góra sind unzählige Bücher und Abhandlungen geschrieben worden. Diese sind jedoch größtenteils Theorien und Hypothesen. Nach neuesten Untersuchungen von kunstgeschichtlich-technischer Seite durch den Konservator Rudolf Kozłowski¹ kann man jetzt sicher sagen: In dem heutigen Mutter-Gottes-Bild von Jasna Góra müssen wir zwei Bilder unterscheiden:

das erste Bild vom 6./9. Jh. bis 16. 4. 1430,

das zweite Bild nach dem 16. 4. 1430 bis heute.

Das erste Bild vom 6./9. Jh. bis 16. 4. 1430

Über den langen Zeitabschnitt können wir nicht sehr viel und nichts Zuverlässiges sagen. Der Künstler und der Ort der Entstehung sind uns unbekannt. Das Gemälde, das mit großer Wahrscheinlichkeit aus Konstantinopel stammt, kam am 31. 3. 1384 über Ruthenenland nach Polen, und zwar bei Tschenstochau, in das Pauliner-Kloster Jasna

1 R. Kozłowski, Das Geheimnis der Schwarzen Madonna. In: Polen. Nr. 7 (203), 1971, S. 24-27, 32b-33; ders., Historia obrazu jasnogórskiego w świetle badań technologicznych i artystyczno-formalny (= Die Historie des J. G.-bildes im Untersuchungsverfahren auf technologischer und künstlerisch-formaler Basis). In: Roczniki Humanistyczne. B. 20 (1972) S. 5-50 mit 32 Tafeln.